
Einführung

De l'isle d'Orleans iusques à Quebecq, y a vne lieue, & y arriuay le 3. Iuillet: où estant, ie cherchay lieu propre pour nostre abitation, mais ie n'en peu trouuer de plus commode, ny mieux situé que la pointe de Quebecq, ainsi appellé des sauuages, laquelle estoit remplie de noyers. Aussitost i'employay vne partie de nos ouuriers à les abbatre pour y faire nostre habitation, l'autre à scier des aix, l'autre fouiller la caue et faire des fossez: & l'autre à aller querir nos commoditez à Tadoussac avec la barque. La premiere chose que nous fismes fut le magazin pour mettre nos viures à couuert, qui fut promptement fait par la diligence d'vn chacun, & le soin que i'en eu.

Samuel de Champlain

3. Juli 1608

1. Kulturkonflikte in der Quebecer Geschichte

Im Jahre 2008, 400 Jahre nach dem Tagebucheintrag des französischen Erkundungsreisenden Samuel de Champlain zur Suche nach einer geeigneten Stelle für den Bau einer Behausung mit sicherem Ort der Nahrungsmittelaufbewahrung, stehen die Nachfahren der ausgewanderten Franzosen völlig neuen Herausforderungen gegenüber. Fragen des akuten Überlebens in einer ungewohnten Umgebung sind nach und nach dem Kampf um die Bewahrung der eigenen Kultur und Identität gewichen. Dabei hatten die Einwanderer seit ihrer Ankunft auf dem amerikanischen Kontinent immer wieder Konflikte mit anderen Kulturen und ihrem Kulturverständnis zu bewältigen, die teilweise von überregionaler Relevanz waren, teilweise aber auch nur in Quebec oder in Quebec-spezifischer Ausprägung auftraten.

Zunächst waren es freilich die feindlich gesinnten, von den Holländern und später Engländern mit Waffen unterstützten Irokesen, die erst nach Frontenacs Feldzug und dem folgenden Frieden von Montreal (1701) keine Gefahr mehr für den Fortbestand der Kolonie darstellten. Doch zeitgleich begannen sich die Auswirkungen europäischer Konfrontationen in den amerikanischen Kolonien zu zeigen, wo sich Franzosen und Engländer in vier Kolonialkriegen gegenüberstanden. Konfliktgegenstände des ersten Krieges (1689–1697) waren noch die Expansion nach Westen sowie die Kontrolle des Pelzhandels und Fischfangs, während der zweite (1702–1713) bereits zu einer Aufteilung Nordamerikas unter Frankreich und Großbritannien führte und dabei Frankreich Neufundland, den größten Teil der Akadie sowie den Pelzhandel an der Hudsonbai abgeben ließ. Der dritte (1740/44–1748) blieb zwar auf die Akadie beschränkt, trieb auf britischer Seite aber den Ausbau der Seemachtstellung und Militärpräsenz voran, wohingegen die französischen Entscheidungsträger in der *Nouvelle-France* bald keine gewinnbringende Kolonie mehr sehen sollten, was die Niederlage der 55 000 Franzosen gegenüber der durch Zuwanderung auf 1,5 Millionen angewachsenen Bevölkerung der Briten im vierten Kolonialkrieg (1754–1763) unabwendbar machte. Mit dem Vertrag von Paris gab Frankreich dann alle Besitzungen in Nordamerika mit Ausnahme von *Saint-Pierre-et-Miquelon* auf, so dass die Frankokanadier zu ihrer bitteren Enttäuschung unter britische Herrschaft kamen und sich angesichts der ausgebliebenen militärischen Unterstützung von Frankreich im Stich gelassen fühlten.

Trotz einiger den Frankokanadiern zunächst z.B. durch das konziliante Verhalten des ersten britischen Gouverneurs James Murray und die Quebec-Akte von 1774 eingeräumter Zugeständnisse war der unter britischer Herrschaft hergestellte äußere Friede in der *Province of Quebec* innenpolitisch auf Assimilation ausgerichtet, die durch weitere britische Zuwanderung unterstützt werden sollte. Letztere fand ihre unerwartete Umsetzung vor allem nach der nordamerikanischen Revolution durch den Zuzug britischer Loyalisten, deren Präsenz letzten Endes zur Aufteilung des Landes durch die Konstitutionsakte (1791) führte. Durchweg unverkennbar war der Wille der Quebecer zum Widerstand gegen Assimilation und zur Identitätsbewahrung in Religion, Sprache, Institutionen und Traditionen, so dass z.B. der Plan, die katholischen Kanadier über ein protestantisches Schulsystem zu anglikanisieren, oder der Streit über die Subsidien Krisen auslösten, die das Parlament wie die Öffentlichkeit zwischen 1805 und 1834 beschäftigten und ihren Höhepunkt in den von London mit den Resolutionen Russels abgelehnten Reformvorschlägen Papineaus zur parlamentarischen Struktur mit genereller Gleichberechtigung der Frankokanadier erreichten. Hinzu kam in der Bevölkerung die Unzufriedenheit über die sich verschlechternde soziale und ökonomische Situation, die den Aufstand der *Patriotes* von 1837/1838 mitmotivierte. Er wurde von den Engländern niedergeschlagen und mit dem kompromisslosen Bericht des neuen Gouverneurs Lord Durham quittiert, der die einzige Lösung, um den für ihn in jeder Hinsicht minderwertigen Frankokanadiern endlich den Todesstoß zu versetzen, in deren radikaler Anglisierung sah. Die darauf ausgerichtete Unionsakte (1840) erhob u.a. das Englische zur alleinigen Amtssprache der vereinigten Provinzen, erwies sich darin aber freilich als unrealisierbar. Aus übergeordneten politischen und ökonomischen Gründen kam als Föderationscharta letztendlich die Britisch-Nordamerika-Akte (1867) zustande, die die Trennung der beiden Provinzen mit jetzt weitreichender Eigenverantwortung wiederherstellte und *de jure* auch die Gleichberechtigung der beiden Sprachen verankerte.

Dennoch blieben die Konflikte zwischen den beiden Sprachgruppen weiterhin nicht aus, führten auf sprachlicher Ebene in Manitoba zur Abschaffung des Französischen in der Legislative (1890) und als Unterrichtssprache (1916), in Ontario zu der heftige Proteste auslösenden Verordnung 17 (1912) und äußerten sich generell in ideologisch und politisch unterschiedlichen Haltungen wie u.a. in Quebecs von Anglkanada überstimmter Opposition gegen die Wehrpflicht in den beiden Weltkriegen. In Quebec selbst war die weitgehende Verwendung des Englischen wiederholt Anlass für Aktionen, die in kleinen Schritten das Französische präsenter zu machen suchten. Doch erst durch die Stille Revolution der 1960er Jahre sollte die sprachpolitische und legislativ untermauerte Emanzipation des Französischen gegenüber dem Englischen durchgesetzt werden können und erst sie ermöglichte die gegenwärtig verstärkte Beschäftigung mit der Frage seiner qualitativen Vorbildlichkeit, wie sie auf ideologischem Hintergrund in Auseinandersetzung mit dem Pariser Zentralismus ihre Beantwortung sucht. Unterdessen hatte Ottawa unter Trudeau versucht, mit dem Bundesamtssprachengesetz (1969), das die Zweisprachigkeit in allen Bundeseinrichtungen einführte, und mit dem umstrittenen individualistisch konzipierten Begriff des Multikulturalismus (1971) den Dualismus im Kanada-Bild der beiden Gründernationen zu überwinden. Neben dem Widerstand anderer ethnischer Gruppen, seien es Einwanderer oder Ureinwohner, aber auch sekundärer Gruppierungen rief der multikulturelle Pluralismus des Bundes vor allem denjenigen Quebecs hervor, das sich als *société distincte* begreift und das Konzept des Interkulturalismus vertritt.

Beide Auffassungen sind besonders angesichts starker Einwanderung immer noch Gegenstand öffentlicher Diskussionen, gleichzeitig aber eindeutige Zeichen des Umbruchs im Denken, Geschichts- und Selbstverständnis, das sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend von der national-konservativen Haltung distanzierte und an Amerikanität und Internationalität gewann. Dies kommt auffallend und ansprechend im Wandel literarischer Themen zum Ausdruck, wie er unter parallel dazu verlaufender Abnabelung von der vereinnahmenden Orientierung am Vorbild der *mère-patrie* u.a. in der Polyphonie der Migrantenliteraturen, aber auch in der *métissage*-Thematik oder der *écriture féminine* greifbar wird. Damit weichen gleichzeitig traditionelle Quebec-spezifische Konfliktpotentiale neuen Themenbereichen von international allgemeinem Interesse, die Quebec im Aktualitätsspektrum der modernen Welt in besonderer Weise auszeichnen.

So kristallisieren sich aus den vorangegangenen Ausführungen zu konfliktuellen Kulturkontakten in der Quebecer Geschichte verschiedene Gruppen heraus, die im Laufe der Geschichte als Partner und/oder Gegenspieler der französischen Einwanderer und ihrer Nachfahren in Erscheinung traten und *mutatis mutandis* bis heute als solche fungieren: zunächst die Franzosen, dann die indigene Bevölkerung und die Engländer, aber bald auch schon die Anglophonen Quebecs, Kanadas und der Vereinigten Staaten sowie neuere Zuwanderungsgruppen.

2. Konfrontation, Koexistenz und Kooperation in Quebec

Auch wenn sie in Form von Konflikten in den Geschichtsbüchern besonders präsent sind, manifestieren sich Kulturkontakte prinzipiell in einem Kontinuum zwischen Gegen- und Miteinander mit einem bloßen Nebeneinander als neutralem Zentrum. In den nachfolgenden Beiträgen wird das Thema der Quebecer Kulturkontakte und damit verbundener Konfrontationsgegenstände und Kooperationsmöglichkeiten interdisziplinär aus der Perspektive eines Politologen (Rainer-Olaf Schultze), eines Historikers (Wolfgang Helbich) und eines Kulturwissenschaftlers (Hans-Jürgen Lüsebrink) sowie aus der Sicht von zwei Soziologinnen (Elke Laur, Elke Winter), zwei Literaturwissenschaftlern (Peter Klaus, Hanspeter Plocher) und vier Sprachwissenschaftlern (Elmar Schafroth, Sabine Schwarze, Ursula Reutner, Lothar Wolf) betrachtet. Damit vereint der Band Einschätzungen aus Ringvorlesungen des Augsburger Instituts für Kanada-Studien. Aus der Reihe *Friedenspolitik und Konfliktlösung: die kanadische Perspektive* wurden die Beiträge von Ursula Reutner und Rainer-Olaf Schultze aufgenommen, aus *Nature – Environ(ne)ment – Civilisation* diejenigen von Sabine Schwarze und Elke Winter, aus *400 Jahre Quebec im Spiegel der Sprachen und Literaturen* die Vorträge von Wolfgang Helbich, Peter Klaus, Hans-Jürgen Lüsebrink sowie Elmar Schafroth und aus *Kanada in Nordamerika: Denationalisierung und Regionalisierung* derjenige von Lothar Wolf. Hinzu kommt ein Vortrag von Elke Laur, den sie im Rahmen des GPEP-Programms an verschiedenen deutschen Universitäten hielt, und ein Beitrag von Hanspeter Plocher, der das Bild der Gesamtentwicklung aus literarischer Sicht abrundet.

Unter übergeordneten Gesichtspunkten lassen sich die behandelten Themen in vier Gruppen gliedern, von denen eine auf das Verhältnis Quebecs zum Mutterland und seiner Sprachnorm konzentriert ist, eine andere auf die Eingebundenheit Quebecs in die kanadische Föderation und deren Grundlagen, eine weitere auf Quebecs Überwindung des traditionellen national-konservativen Denkens und eine letzte auf Quebecs Zweisprachigkeit und den mit ihrer Durchsetzung verbundenen Problemen.

2.1 Quebec und das Mutterland

Von den genannten Themen ist historisch an erster Stelle Quebecs Eingebundenheit in die frankophone Welt zu nennen, die traditionell unter der unumstrittenen Ägide von Paris steht und als Objekt von Konfrontation wie Kooperation in der ambivalenten Haltung der Frankokanadier gegenüber dem Mutterland und seiner Sprachnorm bis heute präsent ist.

Eröffnet wird der Band somit von LOTHAR WOLF, der eine Korrelation zwischen der Entwicklung der Frankreichideologie und dem Sprachdiskurs in Quebec herausarbeitet und zunächst aufzeigt, dass mehr noch als die britische Herrschaft das Verhalten von Frankreich selbst in vielerlei Punkten eine kritische Distanz der Kanadier zu Paris bewirkte. Die Distanzierung begann mit der Enttäuschung über den nie verstandenen Pariser Vertrag, wurde mit dem Entsetzen über die Ereignisse der Französischen Revolution verstärkt und erreichte ihren Höhepunkt zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der *Répu-*

blique mit den in Quebec nicht vermittelbaren *Lois Combes*, die als definitiver Bruch empfunden wurden und in einer ersten Reaktion eine verstärkte nationale Standortbestimmung zeitigten. So wuchs das Quebecker Selbstverständnis im Verlauf des letzten Jahrhunderts kontinuierlich an und fand seinen besonderen Niederschlag in der Stillen Revolution. Dennoch wurde Frankreich weiterhin in vielerlei Hinsicht als wichtiger und sprachpolitisch wichtigster Partner gesehen, so dass die ambivalente Ideologie vielschichtig differenziert erhalten blieb und sich ebenso in der Euphorie über den Besuch de Gaulles von 1967 wie auch im Befremden über den kurzen Auftritt Sarkozys im Jahre 2008 äußert. Für den im 19. Jahrhundert einsetzenden Diskurs über die eigene Sprachqualität erwies sich die zunehmende Selbstbesinnung als unabdingbare Voraussetzung, auch wenn sie sich aufgrund der noch unreflektierten Paris-Orientierung zunächst in einem Minderwertigkeitskomplex gegenüber der vermeintlich unzureichenden Qualität der eigenen Sprache manifestierte, die insbesondere dem englischen Einfluss angelastet wurde und in der Folge eine Fehlerlistenmentalität kreierte. Die spätere positive Perspektivierung der Sprachqualität war dann ein klares Zeichen eines gewachsenen Selbstbewusstseins, das sich in der langen Auseinandersetzung mit dem normativen Pariser Vorbild entwickelte. Die exogene Norm hingegen implizierte in Aussprache und Wortschatz für viele einen unannehmbaren Identitätsverlust, wurde zunehmend als Fremdmodell empfunden und musste daher auch beim Versuch einer Refranzöisierung scheitern. Infolge der Stillen Revolution wurde letzten Endes dann das Ziel eines Quebecker Französisch formuliert, das sich unter Wahrung der identitätsrelevanten Merkmale nahtlos in den Rahmen eines *français international* integriert.

Diesem Konzept der Quebecker Norm widmet sich ELMAR SCHAFROTH, der vom generellen und speziell Quebecker Verständnis einer eigenen Varietät sowie von der linguistischen Bestimmung des in Quebec als weitgehend identisch mit geschriebener Sprache gesetzten Begriffs des Standards ausgeht. Im Anschluss an die Analyse der soziolinguistischen Dimension der Quebecker Standardsprache betrachtet er die primär ideologisch zu sehende Kontroverse um das Verständnis dieses *français québécois standard*, die sich speziell auf den Normbegriff als vorbildlichem und folglich zu unterrichtendem Sprachgebrauch bezieht und in engagierten Diskussionen ausgetragen wird. Auf der einen Seite stehen die Verfechter der absoluten Negation oder Ablehnung eines eigenen *bon usage*, die die bedingungslose Orientierung an Paris aufrecht erhalten sehen wollen, wie sie teilweise noch bis Anfang der 1970er Jahre unangefochten bestand. Einmal abgesehen von früheren Anhängern des sprachpolitisch und qualitativ inakzeptablen Sonderfalls des *joual* finden sich auf der anderen Seite mehrheitlich die Vertreter einer identitätskonformen Norm als pragmatischem Frankophonie-orientierten Kompromiss, der unter Beibehaltung des international problemlos verständlichen Akzentes besonders lexikalisch auf dem Quebecker Gebrauch aufbaut. Die Inventarisierung des Wortschatzes, der sich als Orientierungsnorm durch offiziellen wie öffentlich schriftlichen und mündlichen Gebrauch ausweisen lässt, erscheint somit konsequenterweise als das derzeitige Hauptanliegen normsetzender Tätigkeiten. In deren Zentrum steht gegenwärtig denn auch das demnächst erscheinende Wörterbuch FRANQUS Sherbrooker Provenienz, dessen aufgenommener Wortschatz größtenteils mit dem hexagonalen Französisch identisch ist. Aus den Einträgen mit Quebecker Besonderheiten bringt Schafroth einige Beispiele, kommentiert sie in ihrer Divergenz zum hexagonalen Französisch und verbindet dies mit generellen Überlegungen zur vermutlichen Reaktion in Frankreich

und den Chancen des Projekts auf Akzeptanz in Quebec, wo es zweifellos auch einen hohen symbolischen Wert erhalten wird.

2.2 Quebec und der kanadische Multikulturalismus

Schon das in der kanadischen Verfassung verankerte Wertesystem liberal-konservativer und auch etatistischer Prägung sowie ein anderes Verständnis der Integration ethno-kulturell definierter Einwanderer unterscheiden das Land von den Vereinigten Staaten Amerikas und ließen in Kanada eine vergleichsweise friedlichere Gesellschaft begründen. Aber auch innerhalb des Bundes divergieren die politischen Integrationskonzepte und führen zu Differenzen zwischen Ottawa und Quebec, denen die folgenden beiden Beiträge gelten.

RAINER-OLAF SCHULTZE gibt zunächst einen historischen Überblick über den Wandel in der Art der Immigration, den er nach Anzahl und Herkunft der Einwanderer sowie ihrer Niederlassung nach Städten und der daraus entstandenen Zusammensetzung des heutigen ethnischen Mosaiks in Kanada darstellt. Er erinnert daran, dass der unter Trudeaus Regierung seit 1971 als politische Leitlinie proklamierte Begriff des Multikulturalismus als liberal-individualistisches Konzept und als Brückenschlag gedacht war, um die beiden historisch dominierenden Gruppen zusammenzuführen und nationale wie andere kollektive Autonomien auszuschließen. Schon die *Loi sur les langues officielles* von 1969 sollte in diesem Sinne die gruppenspezifische Sprachverwendung beenden, den Einwanderern die individuelle Wahl einer der beiden Nationalsprachen erleichtern und die tatsächliche Zweisprachigkeit der kanadischen Gesamtnation aufbauen helfen. Bilingualismus und Multikulturalismus dienten somit einem gemeinsamen Ziel, doch erwies sich das Individuum als Basis für den Multikulturalismus durch die Forderungen ethnisch, geschlechtsspezifisch und anders definierter qualitativer Minderheiten nach kollektiven Gruppenrechten als nicht unbedingt tragfähig. Ein Spannungsverhältnis entstand konsequenterweise auch durch den Gegensatz zu Quebecs binationaler Haltung, seinem Selbstverständnis als *société distincte* bzw. dem Konzept der *diversité profonde* und den Forderungen nach nationaler Selbstbestimmung, politischer, ökonomischer und kultureller Gleichberechtigung, die infolge der Stillen Revolution erhoben wurden. Quebecs Integrationspolitik steht denn auch unter dem Supremat der *compréhensions partagées* und damit insbesondere des Französischen als verpflichtender offizieller Sprache für die Einwanderer, was für das Englische in allen anderen Provinzen, wenn auch ungesagt, *de facto* prinzipiell ebenso gilt. Neben dem Gegensatz der Auffassungen von kanadischem Multikulturalismus und Quebecer Interkulturalismus thematisiert Schultze aber auch generell die insbesondere im anglophonen Kanada festzustellende Kritik am Multikulturalismus mit seinem Spannungsverhältnis zwischen „Leitkultur“ und kulturellem Pluralismus oder zwischen individuellen und kollektiven Grundrechten sowie der mit ihm verbundenen Gefahr der Reduktion auf die eigene Ethnie und damit auch der ethnokulturellen Gesellschaftshierarchisierung, wie sie im Bild des vertikalen Mosaiks zum Ausdruck kommt.

Im Kontext der Diskussion über das kanadische multikulturelle Konzept beleuchtet ELKE WINTER die Rolle, die Quebec bei dessen Entstehung zugewiesen wird. Ausge-

hend von der Debatte um den Begriff der Nation stellt sie als eine erste Argumentationslinie den Dualismus mit seiner frankokanadischen Identitätsfrage als Vorläufer des Multikulturalismus dar und die verbreitete Einstufung Quebecs als ethnozentrische Enklave als abwegige Stilisierung heraus. Einer zweiten Interpretation zufolge war das multikulturelle Konzept gegen die auch auf anglophoner Seite vertretene dualistische Charakterisierung Kanadas gerichtet und stieß als evidente politische Strategie zwangsläufig besonders auf die Ablehnung der frankophonen Quebecer und der indigenen Bevölkerung, da neben den Gründernationen nun auch weitere Einwanderungsgruppen Mitspracherechte forderten. Tatsächlich aber belegen verschiedene Studien, dass die mehrheitlich unterstützte anglokanadische Machtposition hinter der multikulturellen Fassade des neuen Konzepts als eines offen und tolerant gedachten Universalismus letzten Endes doch nur zu einem majoritären Nationalismus führte. Um die Fassade aufrecht zu erhalten, wird in der dritten Darstellung des Verhältnisses zwischen Quebecer Nationalismus und kanadischem Multikulturalismus das Gegenbild Quebec mit entsprechenden negativen Antonymen konstruiert und seither im politisch-öffentlichen Diskurs perpetuiert, auch wenn der Quebecer Interkulturalismus trotz expliziter Akzentuierung der eigenen Sprache und Kultur in der Praxis durchaus mit dem Pluralismus unter anglokanadischer Ägide vergleichbar ist.

2.3 Quebec und die Postmoderne

Im 20. Jahrhundert fand in Quebec ein ideologischer Umbruch statt, der die national-konservative Haltung im Selbstverständnis ablösen ließ und zu einer Amerikanität und Internationalität führte, die sich auf den verschiedensten Gebieten gesellschaftlichen Handelns manifestiert und in der literarischen Entwicklung besonders offenkundig zutage tritt. Dennoch bleibt die Geschichte im kollektiven Bewusstsein der Quebecer in vielen Erscheinungsformen präsent und liegt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Zuge des Aufarbeitens der eigenen Vergangenheit nicht nur in großen Darstellungen historiographisch vor, sondern ist auch vielfach Gegenstand literarischer Fiktionalisierung geworden. Die unkritische Tradierung des binational geprägten Denkens weicht nunmehr aber zunehmend einer kritischen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die im literarischen Spiegelbild der Aktualität nicht zuletzt durch den Beitrag der Migranten unterschiedlicher Herkunft, aber auch der Ureinwohner thematisiert ist und zu einem identitären Neuverständnis der Quebecer führt.

HANS-JÜRGEN LÜSEBRINK verweist auf die historischen Romane, Theaterstücke und Erzählungen, später auf Radiosendungen und Filme, die thematisch selbstredend vorwiegend auf den Gegensatz zu den Anglokanadiern und auf die Kontinuität frankokanadischer Identitätsbewahrung im Widerstand gegen die Assimilation an die anglophone Umwelt zentriert sind. Diese Darstellungen erstrecken sich von der versöhnlichen Perspektive eines Aubert de Gaspé bis hin zu Filmen und Theaterstücken von Pierre Falardeau, der in radikaler souveränistischer Grundhaltung sowohl die aufständischen *Patriotes* von 1837/38 als auch die Attentäter der *Front de libération du Québec* von 1970 zu tragischen Widerstandsfiguren stilisiert. Doch in der postmodernen Sicht der Geschichte, wie sie in Jacques Godbout und Robert LePage repräsentiert erscheint, wird deren

national ausgerichtete Darstellung kritisch hinterfragt und aufgrund der vorhandenen, fehlenden oder lückenhaften Quellenlage grundsätzlich als Konstruktion im Kontinuum zwischen Realität und Fiktion gesehen. So muss Godbout trotz sorgfältiger Recherchen im besten positivistischen Sinne erkennen, dass die Ereignisse um die Schlacht auf den Abrahamsfeldern nicht mit Sicherheit zu rekonstruieren sind, auch wenn er in seiner Interpretation die USA zurecht als ihren langfristig wahren Gewinner sieht. Lepage wiederum, der als international angesehenster Theaterregisseur Quebecs gilt, thematisiert sowohl die Offenheit des Landes für den Blick auf andere Kulturen als auch und besonders die eigene Gesellschaft mit ihren intellektuellen, kosmopolitischen und interkulturellen Verflechtungen, so dass sein Werk in Fragestellungen und Horizonten auf ästhetisch innovative und faszinierende Weise ein völlig neues Quebecer Verständnis von Geschichte und Identität entwirft.

HANSPETER PLOCHER zeichnet in seinem Beitrag das sich verändernde Bild der literarischen Entwicklung Quebecs. Dabei blickt er zunächst auf die Gründe für das literaturarme 18. Jahrhundert zurück, sodann auf die statisch zu sehende Literatur des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, wie sie im *roman du terroir* ideologisch ohne neue Infragestellung der Dreieinheit von Heimat, Familie und Kirche orientiert bleibt. Erst mit der Stillen Revolution erfolgt das kritische Abwenden von solch konservativer nationalbezogener Literatur und ein entscheidender Umschwung zu einem offenen und zukunftsorientierten Themenspektrum in oft wegweisender Funktion, wie z.B. mit der *écriture féminine* oder der Migrantenliteratur. Mit dieser eigenständigen Entwicklung Hand in Hand geht die kritische Distanzierung und Abnabelung von der Vorbildrolle Frankreichs, wofür zunächst Monique Proulx und Jacques Godbout als Beispiele genannt werden. Für die innovativen literarischen Wege Quebecs im Sinne der literarischen Polyphonie steht bei Plocher dann Jacques Poulin als Wegbereiter einer Literatur des *métissage*, für die auf literarische Öffnung und Globalisierung verweisenden Themen, mit denen Einwanderer konfrontiert sind, werden Marilù Mallet und Stanley Péan herangezogen, die literarische Thematisierung der Frauenemanzipation ist durch Gabrielle Roy, Marie Claire Blais und Antonine Maillet sowie im Theater durch Marie Laberge und Denise Boucher repräsentiert. In dieser Polyphonie nicht übersehen werden auch indigene Autoren wie Bernard Assiniwi oder Yves Sioui Durand.

Als Gegenentwurf gegen die vereinnahmende *francité* der Quebecer Literatur stand zunächst das national-konservative Konzept der *canadianité*, das im Sinne einer literarischen Autonomie seit Anfang des 20. Jahrhunderts kreiert worden war. Doch erschien auch dieses bald nicht mehr ausreichend, um die Vielstimmigkeit der Quebecer Verhältnisse literarisch wiederzugeben und wurde durch das der *américanité* abgelöst. Seiner Genese seit der Stillen Revolution gilt speziell der Beitrag von PETER KLAUS, der als engagierte Vertreter dieses Umdenkens Jacques Godbout und Francine Noël nennt und sich dann der Frage der Quebecer Ausprägung des *américanité*-Begriffs zuwendet, der sich zu einem wesentlichen Identitätsmerkmal entwickelte. Dem *métissage* (mit dem bereits erwähnten Jacques Poulin) und den Migranten oder *Néo-québécois* (mit Naïm Kattan, Marco Micone, Michèle Lalonde) wird dabei die wegweisende Rolle zugewiesen, die Quebec literarisch den Weg aus der *monoculture* in eine sich international verstehende *transculture* bereitet, die für den Autor auch durch übersetzerische Interaktion erste Anzeichen von *solitudes rompues* enthält, also eines zunehmenden gegenseitigen Interesses franko- und anglokanadischer Literaten.

2.4 Quebec und die Zweisprachigkeit

Die Beiträge des letzten Themenkomplexes betreffen das vielschichtige Thema der kanadischen Zweisprachigkeit, die im offiziell einsprachig-französischen Quebec nur auf Bundesebene *legaliter* etabliert ist und als Thema insbesondere die anglophone Minderheit in Montreal betrifft und schützt.

Eröffnet werden sie mit der Frage nach der heutigen Standortbestimmung Quebecs im Kontinuum zwischen akut oder auch nur latent vorhandenem Sprachenkonflikt und friedvoller Koexistenz. Dazu erinnert URSULA REUTNER zunächst an einige prägende Ereignisse der äußeren Sprachgeschichte von 1763 bis zu den konträren Konzepten von Multi- und Interkulturalismus und der legislativen Entwicklung hin zur Loi 101 und korrektiven Loi 86, mit denen das Duell durch einen sozialen Frieden beendet erscheinen könnte. Doch zeigen Momentaufnahmen des Kaleidoskops von Meinungen vor Ort ein nach wie vor kontroverses Bild, das mit der Anklage einer opportunistischen Verwendung des Englischen durch Frankoquebecer, einer relativen Unterfinanzierung französischer Universitäten, aber auch einer gefühlten Opferrolle der Angloquebecer einerseits Ressentiments beider Seiten enthält, andererseits durch Aussagen im Sinne der eigenen Zufriedenheit mit dem sprachpolitisch erreichten Quebecer Selbstverständnis oder durch die Einsicht der Angloquebecer in die Notwendigkeit der *Charte* auch eine Duett-Einschätzung nahelegt, die nicht zuletzt von den einberufenen Generalständen geteilt wird. So wird die größte Gefahr für die Identität Quebecs im nordamerikanischen anglophonen Kontext gesehen, wo zunächst die Wahrnehmung einer mangelnden Rücksichtnahme auf Seiten der Anglkanadier außerhalb Quebecs zu nennen ist, die z.B. im Gegensatz zum Handel mit Frankreich ihre Produkte in Quebec nicht unbedingt in französischer Sprache anbieten, und auch das Motto der Generalgouverneurin Michaëlle Jean „*briser les solitudes*“ als dezidiertes Aufruf zu einem Miteinander viele Kommentatoren in der ausgelösten öffentlichen Diskussion nicht über die komplexe Realität der weithin auch als positiv und bereichernd empfundenen Unterschiede zwischen den beiden *solitudes* hinwegtäuschen konnte. Vor allem aber zeigt sich im US-amerikanischen Quebec-Bild teilweise nur unzureichendes Verständnis für die *Belle Province* und im Quebecer USA-Bild die Sicht des Nachbarlandes als selbstbewusstem Goliath, dem die größte Gefahr für Quebecs Identitätswahrung zugesprochen wird.

WOLFGANG HELBIG gibt einen historischen Überblick über die seit 1763 kaum nachlassende politische Brisanz der kanadischen Zweisprachigkeit als Praxis und engagiert debattiertes Thema im Parlament. Nach der die Sprachgruppen pazifizierenden Quebec-Akte mussten die Kompromisse der Konstitutionsakte seit Anfang des 19. Jahrhunderts dem Versuch einer konsequenten Assimilationspolitik an englische Einsprachigkeit weichen, die in der Unionsakte von 1840 ihren Höhepunkt erreichen sollte. Das Scheitern des darin enthaltenen sprachpolitisch diskriminierenden Passus führte auf dem Hintergrund der gesamtpolitischen Entwicklung schließlich zu Konzessionen gegenüber dem Französischen, das *de jure* durch die Britisch-Nordamerika-Akte Gleichberechtigung erhielt. Doch war diese *de facto* nur im Parlament und bei Gericht in Quebec garantiert und räumte dem Französischen als Sprache der Mehrheit keinerlei Bevorzugung ein, während die frankophone Minderheit der drei übrigen damaligen Provinzen keinen Schutz genoss, und die parlamentarische Praxis im Bund frankophone Abgeordnete Englisch reden ließ, um verstanden zu werden. Hinzu kam, dass das dem Bund neu

beigetrete Manitoba dem Französischen schon bald den Status als offizielle Sprache entzog und auch Ontario es nicht mehr als Unterrichtssprache erlaubte. Der Kleinkrieg ging daher auch nach der Konföderation weiter, wobei in Quebec über die sprachliche Kommunikation hinaus vor allem der nationale Symbolwert der Sprache in den Vordergrund des emotional geführten Diskurses rückte, wie u.a. die lange Debatte über zweisprachige Münzen, Briefmarken und Banknoten zeigt. Der Versuch, mit der *Loi sur les langues officielles* die offizielle Zweisprachigkeit durchzusetzen und damit implizit auch Quebecs Ambitionen zu relativieren, konnte die separatistischen Tendenzen der Provinz indessen nicht neutralisieren, deren Komponente im sprachlichen Selbstverständnis sich nach der Stillen Revolution in der Loi 101 manifestierte, die von Helbig ausführlich analysiert wird. So kann er heute eine Art Waffenstillstand feststellen, der mehrheitlich akzeptiert erscheint, aber den Sprachenstreit nicht völlig beendet, da dieser allein durch unterschiedliche Auffassungen zur Frage der Gleichbehandlung von Ungleichen genährt wird.

Eingebettet in Erik Canuels Film *Bon cop, bad cop* sowie Zahlen und Fakten zur gegenwärtigen Sprachensituation in Kanada schildert SABINE SCHWARZE unter Einbezug von Pressekommentaren Alltagsbeobachtungen im zweisprachigen Grenzgebiet Ottawa-Gatineau und in Montreal. Dabei geht sie der Frage nach, inwieweit sich die obligatorisch festgelegte Zweisprachigkeit in Bundesbehörden und -institutionen auch auf die tatsächlichen Sprachverhaltensweisen in den genannten natürlichen Kontakträumen auswirkt, und kann festhalten, dass die 35 000 Frankophonen aus Gatineau mit Arbeitsplatz in Ottawa dort zwar eine Förderung des Französischen hätten bewirken können, dies aber an der oft sehr deutlichen anglophonen Zurückhaltung gegenüber der Zweisprachigkeit scheiterte, zumal in der Hauptstadt Englisch als Arbeitssprache offensichtlich dominiert. Dies lässt den Bilingualismus hier wie in der Tendenz generell im Land zwangsläufig weitgehend zu einer bloßen Angelegenheit der Frankophonen werden, wie es auch an der offiziell zweisprachigen *Université d'Ottawa* z.B. im Verhalten der Studenten in Wirklichkeit festzustellen ist. Im Gegensatz dazu charakterisiert Schwarze das u.a. durch viele allophone Zuwanderer mitgeprägte Montreal als *melting pot* und stellt die Zweisprachigkeit als Kompromiss in den Raum, der natürlich die Frage aufwirft, ob er vor Ort mehrheitlich akzeptabel und *realiter* umsetzbar wäre, da er das Französische als Quebecs Identitätsmerkmal *par excellence* vermutlich zurückdrängen würde und damit Gefahr liefe, den legislativ und mental erreichten sozialen Frieden rückgängig zu machen.

Bei dem in den 1960er Jahren in Montreal entwickelten *matched-guise*-Verfahren zur Ermittlung der Einstellung gegenüber bestimmten Sprachen oder Sprachvarietäten in einer mehrsprachigen Gesellschaft werden Probanden Sprachaufnahmen vorgespielt und ihnen bestimmte Charaktereigenschaften vorgelegt, die sie den Sprechern der Aufnahmen zuweisen sollen. Da jeweils zwei Aufnahmen von ein und derselben Person gesprochen werden, die zunächst eine, dann eine andere Sprache bzw. Sprachvarietät verwendet, kann die Sprachwahrnehmung unabhängig von individuellen Sprecherunterschieden ermittelt und gleichzeitig indirekter als z.B. mittels einer auf Fragebögen basierenden Untersuchung vorgegangen werden. Mit Hilfe dieser Methode führte ELKE LAUR eine Enquete durch, die in der Anzahl und Auswahl der Befragten sowie der aufgenommenen und zu bewertenden Stimmen differenzierter als frühere auf dem *matched-guise*-Verfahren basierende Untersuchungen vorgeht und damit auch die gewon-

nenen Daten kritischer analysieren lässt. Waren den Probanden in bisherigen Umfragen z.B. nur die Aufnahmen männlicher Sprecher zur Beurteilung vorgelegt worden, so kann Laur in ihrer auch weibliche Stimmen berücksichtigenden Studie neben vielen weiterführenden Gedanken eine deutliche Wechselbeziehung zwischen Sprache und Geschlecht festhalten, die durch die ausgewählten Stimmenmerkmale das zentrale Anliegen ihrer Studie ist. So wird in der Sprachwahrnehmung Englisch höher eingestuft, wenn ein Mann spricht, aber Französisch, wenn es von einer Frau verwendet wird. Dies verdeutlicht erstmalig, dass die schlechteren Beurteilungen des Französischen in früheren Untersuchungen teilweise zu vorschnell und pauschal mit einer soziolinguistisch generell existierenden Statusdiskrepanz verbunden und Differenzierungen geschlechtsspezifischer Natur bei der Analyse der Spracheinstellung übersehen wurden.

So zeigen die Beiträge verschiedene Aspekte der pluridimensionalen Quebecer Kulturkontakte in Form von Konfrontation, Koexistenz und Kooperation auf, indem sie u.a. das Verhältnis der Frankoquebecer zu

- Angloquebecern (Helbich, Laur, Reutner, Schwarze, Winter),
- Anglophonen des nordamerikanischen Kontinents (Helbich, Klaus, Plocher, Lüsebrink, Reutner, Schultze, Schwarze, Winter, Wolf),
- Franzosen (Klaus, Plocher, Lüsebrink, Schafroth, Wolf),
- allophonen Einwanderern (Helbich, Klaus, Plocher, Schultze, Schwarze)
- und indigenen Bevölkerungsgruppen (Plocher, Schultze, Winter)

beleuchten. Dabei lässt das Ineinandergreifen der einzelnen Unterthemen ein Ineinandergreifen der Beiträge unausweichlich werden, wie es sowohl über das Register als auch durch Querverweise kenntlich gemacht wird, die von der Herausgeberin sparsam angebracht wurden. Für die Übernahme der Druckkosten sei der Universität Passau gedankt, an der die Veröffentlichung in der vorliegenden Form konzipiert und fertig gestellt wurde.

Abschließend bleibt zu hoffen, dass die in diesem interdisziplinären Band publizierten Vorträge einem weiteren Publikum einen Einblick in das vielfarbige Mosaik der Erkenntnisse und neu interpretierten Fakten zu Quebec zu vermitteln vermögen und den wissenschaftlichen Diskurs über Friedens- und Konfliktforschung aus kanadischer Perspektive anregen und bereichern.